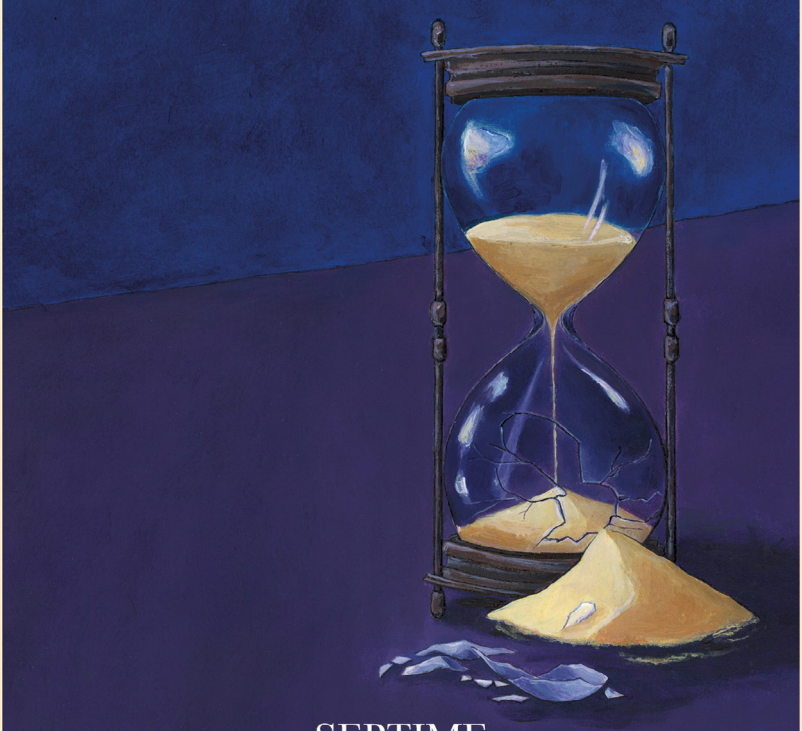
Gregor Fink

Streunende Hunde

Roman

LESEPROBE



SEPTIME

© 2025, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Christie Jagenteufel
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: *Verlorene Zeit* © Lydia Steinbacher
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-068-0

Septime Verlag e.U. | Johannagasse 15-17/18 | A-1050 Wien
buero@septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.instagram.com/septimeverlag
www.septime-verlag.at

Gregor Fink

Streunende Hunde

Roman

LESEPROBE



Schon vor deiner Geburt gibt es dich.

Du bist der Gedanke deiner Eltern. Du bist der Schmerz deiner Mutter, das Gesicht deines Vaters. Das gemeinsame Blut. Du bist beide. Sie haben dein Leben in die Hand genommen. Es war klein und warm.

Danach dauert es Jahre, wenn du Glück hast, Jahrzehnte. Du erfährst, dass man im Leben nicht eine Taste drückt, um die glücklichen Momente zu speichern. Um sich nachts, wenn man nicht schlafen kann, im dunklen Schlafzimmer davon blenden zu lassen.

Du wirst nie auf die Angst vorbereitet sein, die in deinem Körper wühlt. Vielleicht bist du blind geworden oder taub. Du musst etwas tun, etwas sehen oder hören. Du springst unter die Dusche, du wäschst den Gestank dieser Welt ab, so gründlich du nur kannst. Das Wasser muss heiß sein, sehr heiß. Du stellst dir vor, wie die Moleküle, die an dir haften, verdampfen.

Du stolperst über dein Schicksal. Und bleibst liegen. Wie lange muss man aushalten, bis Aufgeben zu einer Möglichkeit wird? Aber sie werden es ignorieren, dein großes, lautes Ausrufezeichen. Deinen unaufhörlichen Seiltanz über dem Abgrund deiner Vergangenheit. Das Leben hat nur eines im Sinn: Wunden zufügen. Lüg sie an. Lüg sie an, wenn sie dich fragen, wie es um dich steht. Deine brüchige Stimme, aus der man dein ganzes Leben heraushört, würde es nur jemanden interessieren.

Dann trinkst du gegen die Nacht an, während deine Frau ein neues Körperöl ausprobiert, mit dem sie dich im Schlafzimmer verführen wird. Es wird ein gieriges, grobes

Ineinander. Ein verschwitztes, klebriges Greifen, unterbrochen von sanften, ungenauen Schlägen. Zu schnell liegst du wieder neben ihr, du atmest nicht, nein, du keuchst. Der wundgeküsste Mund in ihrem Gesicht, halb offen und feucht, als hätte sie einen Satz nicht zu Ende gesprochen. Du hoffst, dass sie etwas sagt, erzählt, nicht von sich, sondern von dir. Aber sie schläft ein.

Am Morgen wachst du auf und erkennst alles wieder. Es ist das Gleiche wie an den Tagen, in den Wochen zuvor. Die zerzausten Haare des Menschen, der neben dir liegt. Das wenige Licht, das es durch die Vorhänge des Schlafzimmerfensters schafft, die Packung Schmerzmittel, die auf dem Nachtkästchen liegt, der kalt gewordene Kamillentee, den du dir jeden Abend hinstellst, aber doch nie trinkst. Die halbherzige Erektion, die dich erinnert, aber kein Ansporn ist.

Du fragst: Wie lange schon?

Aber richtig wäre: Wie lange noch?

Und du bekommst: keine Antwort.

Nicht einmal ein Nicken oder ein Kopfschütteln, dein Leben hat aufgehört, mit dir zu sprechen, denn du hast schon längst aufgehört zuzuhören.

Du gehst ins Bad und siehst dich im Spiegel, der dich vom Kopf bis zu den Knien zeigt, und du bist der, der du nie werden wolltest. Du willst mit der Faust in den Spiegel schlagen, aber du hast Angst vor den Scherben in deiner Hand. Vor dem Blut, vor dem Lärm. Komm schon, Angst kannst du doch. Wenn sonst nichts, dann das. Sie zieht dir die Kraft aus den Gliedern. Sie verdirbt den Geschmack in deinem Mund. Sie zerstört.

Du wirkst wie jemand, der auf Schläge wartet, aber wer soll es tun, wer will dich schon schlagen? Dann blickst du

wieder in den Spiegel und siehst das kleine Kind, diesen Jungen, du erkennst ihn an seinen Augen.

»Du elender Feigling, du elender kleiner Feigling. Schrei. Schrei endlich! Und schlag zu. Schlag doch endlich zu.«

Und das machst du. Du schlägst in dieses Gesicht, mit einer Kraft, auf die du seit dreißig Jahren gewartet hast. Endlich siehst du das Blut, das Blut deines Vaters, das Blut deiner Mutter. Du spürst die Wunde. Du spürst sie, aber sie tut nicht weh. Und du schlägst noch einmal zu. Dein Lächeln wird breiter, blutiger, es wird ein Lachen, du nimmst dir den Raum, diesen Raum. Deine zerbissenen Lippen schmecken nach Eisen, nach kaltem Metall. Du greifst in den Schrank unter dem Waschbecken zwischen den Putzmitteln nach der Dose mit Gras.

Ich bin bei dir.

Lass uns unserer Toten gedenken.

Deine Hände sind schneller als deine Gedanken, sie wissen früher, was du willst. Der erste Zug ist bitter. Der zweite, der dritte, du willst es verschwommen, die Fleischfetzen von deinen Armen, deinen Beinen, die den Abfluss verstopfen, die endlich verschwinden.

Du, ich, wir alle.

Im Schneidersitz wippst du vor und zurück.

Du erinnerst dich.

Du hast reagiert.

Zum ersten Mal hast du reagiert.

Du hörst wieder die Stimme deines Vaters.

Er sagt: »Wir werden eins, wenn wir wollen.«

Und du antwortest: »Diese Nacht kannst du haben, aber mein Leben gehört mir.«

04:45.

Woher komme ich, wenn ich morgens aufwache?

Ich zählte bis drei. Aber das reichte nicht. Ich zählte bis zehn. Dann gab ich auf. Jana würde noch eine Stunde schlafen. Unsere Gesichter waren nur wenige Zentimeter voneinander entfernt, zur Hälfte in den Kissen versunken. Ich war schon länger wach, überwand mich aber nicht, aufzustehen. In letzter Zeit waren diese Minuten zwischen Träumen und Wachen für mich kaum auszuhalten. Mein Schlaf war eine Höhle, ausgepolstert mit weichen, warmen Fantasien, in der ich meinen Winterschlaf verbringen wollte. Ich suchte nach einem Wort. Jana würde es wissen, ihr fielen immer die Wörter ein, nach denen ich umständlich in meinem Gedächtnis kramte und die ich meistens erst im Internet fand.

Dann fiel es mir ein.

Ich war satt.

Alltagssatt.

Menschensatt.

Wie reizvoll es wäre, der Welt zu entgleiten, leicht zu werden, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

Jetzt.

Atmen, nicht um Luft zu holen, sondern um einen Teil des Ganzen in sich aufzunehmen.

Hagen hatte einmal gesagt, das meiste, was wir tun, seien Pflichten oder Gewohnheiten, die wir aneinanderreihen. Den freien Willen verlieren wir.

»Nein, wir bekommen ihn abgewöhnt«, sagte ich.

Hagen. Er war weder Pflicht noch Gewohnheit. Er war seit meiner Kindheit Inventar.

Ich schälte mich vorsichtig und langsam aus unserer Bettdecke. Nur Janas Fuß ragte hervor. Ihre Fußnägel waren

schwarz lackiert, etwas, das sie nur tat, weil ich sie darum gebeten hatte. Ich mochte ihre Füße, ihre Zehen. Nach fünfzehn Jahren waren wir lange genug zusammen, dass wir uns zwischendurch Mühe gaben, um aufeinander neugierig zu bleiben.

Ich schlich auf bloßen Füßen ins Badezimmer, um keine Geräusche zu verursachen, die Jana hätten wecken können. Blindlings tastete ich nach dem Lichtschalter. Das Licht am Ende des Tunnels der Nacht. Ich wartete kurz, um nicht geblendet zu werden.

Ich öffnete die Augen.

Und sah mich.

Ich sah im Spiegel meinen weißen Körper, der so ungeübt wirkte, wie er war. Aus den Beinen meiner Pyjamahose ragten schmale, bleiche Füße hervor. Die Sonne schaffte es nicht bis in meine Wohnung, in mein Büro, in meine Wochentage.

Ich war farblos.

Das unrasierte Gesicht verstärkte den vernachlässigten Eindruck. Der Bund meiner Unterhose schnitt seitlich in das Fett auf meinen Hüften. Ich trat näher zum Spiegel, um mein Gesicht besser zu sehen. Mein Bauch berührte die weiße Keramik des Waschbeckens. Als ich mich nach vorn beugte, lag mein Bauch auf dem Rand und machte bei jeder Bewegung seltsame Geräusche. Vor ein paar Jahren hatte mich Janas Verlangen nach mir mit meinem Äußeren versöhnt, aber das war mit der Zeit abgeflaut. Früher hatte ich gedacht, dass mein Aussehen eine Eigenschaft war, die zu mir gehörte. Inzwischen wusste ich es besser. In einem alternden Körper eingeschlossen zu sein, wurde für mich mit der Zeit zu einer Tragödie.

Ich schämte mich.

Angeblich gibt es Menschen, die völlig frei sind von Scham. Wie kann man so leben? Ohne Grenze, ohne Hindernis?

Ich wollte in meine Höhle zurück.

Ich glaubte noch immer, dass Blut an mir klebt, und suchte meinen ganzen Körper ab. Nichts. Die blauen Flecken an meiner Hand stammten von dem Training, das ich ein paar Tage zuvor mit Hagen gemacht hatte. »Kampfsport wird dir guttun, uns beiden«, hatte er gesagt. »Das stärkt die Männlichkeit«, hatte er gesagt.

Ich wollte nur etwas kaputtmachen, selbst wenn es sich dabei um mich handelte. Ich wollte tagsüber mit den Schmerzen etwas zudecken, was nachts noch mehr wehtat.

Denn seit ein paar Tagen war er wieder da.

Zuerst war er nur eine Stimme in meinem Kopf, dann ein Gesicht in meinem Raum, schließlich alles. Alles, was vor mehr als dreißig Jahren begraben worden war, saß wieder vor mir.

Das alles und mein toter Vater.

Nachts, nur nachts. Wir redeten, wir tranken, wir schrien, wir weinten. Und ich fragte mich, ob es endlich ein Abschied sein kann, oder ob das nun der Anfang von meinem Ende sein wird.

»Paul! Brauchst du noch lange?«

Kommt drauf an, wofür.

»Paul?«

Sie wird ihn noch einmal sagen.

»Paul!«

Ja. Gleich.

Angeblich war es ein neuer Tag, doch er unterschied sich in nichts von den anderen zuvor. Ich stand auf und öffnete die Badezimmertür. Jana sah aus wie jeden Morgen. Verschlafen, zerdrückt, die Haut etwas glänzend vom Fett der Nacht. Kleine Falten, die ihr allmählich das Alter ins Gesicht zeichneten, waren noch zu sehen, bevor sie sie gleich wegschminken würde. Der einzige Moment, in dem ich sie mit offenen Haaren sah, war morgens, wenn wir gemeinsam frühstückten.

Jeden Morgen. Das gleiche zustimmende Nicken. Zwischen mir und dem Mann, der sie vor zehn Jahren geheiratet hatte.

Wir waren uns noch immer einig.

Sie war die Eine.

Die Eine von allen. Ihr Wesen hatte seine Ecken und Kanten, an denen ich mich besser festhalten konnte als an der glatten Oberfläche einer lächelnden Gleichgültigkeit.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Alles in Ordnung?«

Sie drückte sich nur an mir vorbei, schob mich aus dem Badezimmer und schloss die Tür.

In der Küche, die Jana zu klein war, denn sie kannte nur Menschen, die größere und offene Küchen hatten, der gleiche Ablauf. Wasserkocher, Kaffeemaschine. Ich fütterte den Kater und zündete eine Kerze an, um den Geruch des Katzenfutters in dem kleinen, engen Raum zu verbrennen. Ich öffnete den Kühlschrank, der größer und breiter war als ich. Wenn etwas den Überfluss in unserem Leben offenbarte, dann er. Manchmal dachte ich, wir kaufen nur in diesen großen Mengen ein, um ihn vollzubekommen. Käse für Jana, Milch für mich, Butter für uns beide. In der Kühlschranktür stand die halb volle Weißweinflasche von

letzter Nacht, die ich mit Wasser wieder aufgefüllt hatte, damit Jana nichts bemerkte. Durch das dunkle Glas war der Inhalt nicht auszumachen.

Gedanken verschwenden. Das hatte er gesagt. »Verschwende sie. So oft du nur kannst.«

Jeden Morgen. Die gleichen Handgriffe. Ich war mir selbst langweilig. Der brodelnde Wasserkocher klang wie das Durcheinander in meinem Kopf. Wir werden nicht schnell genug alt. Es fühlte sich nach einem zu langsamen Sterben an.

Streiten Menschen deshalb? Um aufzubegehren?

Wir haben den Verstand verloren, schon damals, bei der Geburt. Man sollte uns das sagen, das mit dem Leben außerhalb der Gitterstäbe.

Wir sind uns zu einig, dass nichts und niemand uns stören darf. Ich war mir sicher: Das war noch nicht alles. Denn wir waren nicht jeder, und hier war nicht überall.

Ich öffnete das Fenster und blickte hinaus auf die Stadt. Ich glaube, sie mochte mich an diesem Morgen, denn ich mochte sie und so ein schönes Gefühl hat man nicht für sich allein. Man hat es, um es zu teilen. Frühsommerliche Morgenluft wehte herein, weich und duftend. Sie roch wie ein lebendiges Wesen, das mich nach einem langen Winter endlich wieder besuchen kam. Die Vögel zwitscherten, so aufgeregt, wie es nur Tiere können, sich an so etwas Banalem wie einem Sonnenaufgang erfreuen. Der Sommer war schon zu sehen, wenn man so wie ich darauf hoffte und deshalb genau hinsah.

Ich sah die Stadt mit ihren Käfigen.

Wohnkäfige. Arbeitskäfige.

So, wie wir uns verhalten, dürfen wir uns nicht wundern,

dass wir uns gegenseitig einsperren. Wer hinter Gitterstäben denkt, lebt hinter Gitterstäben. Nicht umgekehrt.

Eine Straßenbahn fuhr sechs Stockwerke weiter unten vorbei. An der Haltestelle, wie jeden Morgen, gesenkte Gesichter, aus manchen Mündern Zigarettenrauch.

Sie alle sterben, schon jetzt.

Einige verdecken ihren frühen Verwesungsgeruch mit Parfum. Weil wir doch alle geliebt werden wollen. Aber wir erkennen früher oder später, dass wir nicht von Dauer sind.

Wir wohnten am Stadtrand, in einer dieser neuen, asymmetrischen Wohnanlagen, deren Balkone bunte Verkleidungen hatten. Die Farben bemühten sich vergeblich. Genauso wie die kleinen Grünflächen, die man lieblos verteilt hatte. Dazwischen hineingezwängte Kinderspielplätze.

Jana schwärmte vom Altbau, etwas Schickes in der Innenstadt, aber wir wollten sparen. Worauf, das wussten wir nicht so genau. Oder jeder wusste es für sich, aber wir waren uns nicht einig. Sie sprach von Eigentum, noch öfter von Familie, ich davon, dass sie jung, aber ich schon zu alt sei. Also sparten wir. Für später. Das waren die Träume, die keine Ziele waren, weil wir den Weg dorthin nicht kannten.

Jeden Morgen begann sich der Tag unmittelbar nach dem Aufwachen in seine Einzelteile zu zerlegen, wie aus großer Höhe über die Tischkante zu Boden gefallen und zerbrochen. Dann lag er da und war nicht mehr zu erkennen. Stunden, Minuten, alles geriet durcheinander. Ich sah auf die ovale Küchenuhr, deren Zeiger sich so schnell bewegten, dass ich ihr nicht mehr vertraute. Ich hatte die Batterien gewechselt, aber es änderte sich nichts. Jana war aufgefallen, dass ich sie immer öfter nach der Zeit fragte.

Sie kam aus dem Bad, lehnte sich an die Arbeitsplatte

und redete mit mir. Aber das, was zwischen dem Aufwachen und dem Verlassen der Wohnung geschah, nahm ich kaum noch wahr. Manchmal vereinbarte ich etwas mit ihr, woran ich mich im Laufe des Tages nicht mehr erinnerte. Keine Wörter, keine Sätze, schon gar keine Zusammenhänge. Diese Lücken füllten sich scheinbar von selbst, nur dass nichts davon mit dem übereinstimmte, woran sie sich erinnerte.

Es war wie eine Nebenwirkung. Nur wovon?

»Dieser Kater hat ein gesegnetes Leben. Keine Bedürfnisse. Nur fressen, pinkeln und jemanden, mit dem er schmusen kann«, sagte sie.

»So wie ich.«

»Eben. Das war der Grund, warum ich dich geheiratet habe.« Sie lächelte mich an, es war diese kleine Geste, die mir bewies, dass zumindest sie in Ordnung war.

Aber woher weiß man, ob man glücklich ist? Als wir uns kennengelernt hatten, saßen wir nach einer durchgemachten Nacht auf umgedrehten Bierkisten und prosteten betrunken dem Sonnenaufgang zu. Vor uns auf der Wiese lagen leere Flaschen, die jedes Mal klirrten, wenn eine dazukam. Irgendwann standen wir auf, stolperten aufeinander zu und umarmten uns. Ich ließ sie nicht los, ich wollte spüren, wie die Kratzer in meinem Inneren heilten. Ich wollte sicher sein, dass die Stimmen in meinem Kopf nicht mehr brüllten. Das erste warme Tageslicht legte sich auf unsere Körper. Damals begriff ich, dass sie der erste Mensch war, in dessen Nähe ich nicht allein war. Später schlenderten wir durch die Stadt, nah beieinander, doch ohne uns zu berühren. An einer roten Ampel taten wir so, als würden wir tanzen, aber in Wahrheit wollten wir nur spielen. Wir

konnten uns nicht entscheiden, wann das Taxi diese Nacht beenden sollte. Und wir vergaßen, dass da die Stadt war und das Leben.

Hagen schrieb mir:

Freitag um elf. Neues Spielzeug. Was für dich dabei.

Und dann das übliche Durcheinander an Emojis, das keinen Sinn ergab, zumindest nicht für mich. Wenn er könnte, würde er sich ausschließlich mit Emojis ausdrücken.

Danach ging wieder alles sehr schnell.

Jemand hatte vorgespult.

Die letzten Minuten waren verschwunden.

Jana stand angezogen vor mir, gähnte in ihre hohle Hand und verließ unsere Wohnung. Ihre Tage verliefen wie ein Uhrwerk, wobei nicht sie es war, die die Zeit bestimmte.

Heute Abend würde ich Jana von ihm erzählen.

Von ihm und mir und den Trümmern zwischen uns.

Ich drehte den Schlüssel um. Einmal, zweimal. Im Stiegenhaus waren Stimmen zu hören, deren Besitzern ich nicht begegnen wollte. Ich wartete, bis es ruhig war, dann erst ließ ich mich vom Fahrstuhl in die Tiefgarage bringen.

Wir kannten uns seit mehr als zwanzig Jahren und hatten beide das gleiche Baujahr. Nichts an diesem Auto war mir fremd. Wenn ich über den porösen Kunststoff des Armaturenbretts strich, berührte meine Handfläche die vernarbte Haut eines alten Freundes. Die immer ein wenig flackernde Beleuchtung im Innenraum, der schiefe, nicht mehr verstellbare Rückspiegel, der zu kleine Seitenspiegel. Der aufgerissene Stoffbezug der Sitze. Er war geschunden und doch hielt er durch. Ich war fest entschlossen, dieses Auto für den

Rest meines Lebens zu fahren. Jedes Mal, wenn Jana sich darüber beklagte, erinnerte ich sie daran, dass sie mir in diesem Auto zum ersten Mal gesagt hatte, dass sie mich liebt. Mit Pizzakartons auf dem Schoß und einer Rotweinflasche im Fußraum. Die leere Flasche steht bis heute im Regal.

Die Stadtautobahn zerteilte erbarmungslos den Horizont. Jeden Tag die gleiche Strecke, die mich jeden Morgen an das gleiche Ziel führte. Oft ordnete ich mich hinter einem Lkw ein und folgte seiner Geschwindigkeit. Ich betrachtete die Menschen am Steuer: Berufstätige, die in der Innenstadt arbeiteten, Gesichter, von denen ich die meisten schon beim Ansehen vergessen hatte. Sobald sich unsere Blicke kreuzten, sahen sie schnell weg. Niemand ließ einen Fremden in seinen Kokon eindringen. An manchen Tagen machte ich mir einen Spaß daraus, sie freundlich zu grüßen, indem ich ihnen zunickte oder winkte.

Rote Rücklichter reihten sich aneinander, vor und hinter mir nichts als Autos mit ihren Menschen darin. Ein unübersichtliches Gemisch aus Karosserien und Gesichtern. Ich drehte das Radio an und trommelte zur Musik mit den Fingern auf das Lenkrad. Mit einer Hand öffnete ich meinen Rucksack, zwei Thermoskannen, in einer war der Tee, den Jana mir mitgegeben hatte. In der anderen war Weißwein, mein kleiner Zaubertrank, den ich tagsüber nur selten anrührte, denn es genügte mir, zu wissen, dass ich konnte, wenn ich wollte. Die kleine Stofftasche mit den Tabletten. Ich merkte mir die Farben, aber nicht die Namen, nur deren Wirkung. Blau war Freude, Rot war Panik. Weiß war nur für den Notfall, den ich bis jetzt immer mit Blau oder Rot verhindern konnte. Hagen beneidete mich um meine Farben, denn er hatte sie nicht. Gegen seine Bestie

halfen keine Tabletten, nur die Flucht. Er war ein Beutetier, das die Gefahr nicht witterte, das noch sorglos am Leben schnupperte. Täusche das Rudel, so wie es dich täuscht. Zeige Gefühle, solange sie nur nicht echt sind, außer in Räumen, die abgeschlossen sind, einmal, zweimal.

Ich blickte in den Rückspiegel. Die zweiundvierzig Jahre waren in meinem Gesicht noch nicht zu erkennen. Die Haare waren das gleiche Durcheinander wie schon vor zwanzig Jahren, die Falten um meine Augen fielen nur auf, wenn man von ihnen wusste. Ich lächelte. Es war die Mimik eines Menschen, der sich bemühte, glücklich zu sein.

Schritttempo. Weiter vorn tauchten rotierende Blaulichter aus der Dunkelheit auf, dazwischen Blitzlichter von Handykameras. Die zwei Kolonnen verjüngten sich zu einer. Im Radio lief »It's The End Of The World As We Know It«, ich drückte mich tiefer in den Sitz, denn ich wollte nicht gesehen werden.

»World serves its own needs, listen to your heart bleed.«

Der Tote war mit Goldfolie abgedeckt, die der Wind immer wieder anhob, sodass ich einen Teil des Körpers sehen konnte. War das ein Mensch oder schon ein Leichnam, der nicht mehr sich selbst, sondern seinen Angehörigen gehörte?

Das Gesicht war auf der linken Seite unversehrt. Aus einem fassungslosen Auge starrte noch das Leben, das blaue Licht des Polizeiwagens streifte über die blasse Haut und ließ sie fahl leuchten. Die Beine lagen da, wie an einer Puppe falsch herum angesteckt. Ein Motorroller lag in einiger Entfernung mitten auf der Fahrbahn, am Straßenrand stand ein weißer Lieferwagen mit eingeschalteter Warnblinkanlage.

Es war nur ein Augenblick. Ein Fehler. Aber kein Irrtum. Ich sah es. Wie sie zerbrachen, die Windschutzscheibe, die Brillengläser, die Knochen. Glassplitter stachen in verfettetes, aufgedunsenes Fleisch. Ein abgebrochener Zahn, ein Oberschenkel, dessen Knochen wie Teile eines vom Blitzschlag zerrissenen Baumstammes auseinanderragten.

Ich hörte ihre Gedanken.

Sie stellten diese Fragen:

Warum?

Warum ich?

Sie erkannten es nicht einmal jetzt.

Es würde keine Antworten geben.

Weil es nicht die richtigen Fragen waren.

Auf den beiden Fahrspuren hatte sich ein Stau gebildet, der über meinen Rückspiegel hinausreichte. Ein Mann stieg aus und fotografierte mit seinem Handy. Jemand würde bald in Tränen ausbrechen und keine Fotos machen. Denn die Ereignisse, die einem die Farben des eigenen Lebens verdunkeln, konserviert man mit den Augen, hält man mit der Seele fest. Und diese Bilder werden in diesem Jemand wachsen, wie Unkraut, wie eine Giftpflanze, mit dem Anblick als Stamm und den eigenen Gedanken als Zweige und Blätter. Und sie wird so lange gedeihen, bis sie den eigenen Himmel verdunkelt und alles darunter verwelken lässt. Und immer öfter wird man nach dem Leben fragen, das nach diesem Leben kommt, aber die Antworten, die man bekommt, sind keine, es sind Schläge. Als würde Gott doch würfeln, und einen Moment lang könnte man ihm dabei zusehen. Die Menschen in den anderen Autos sahen genau hin. Einer der Polizisten ging zu dem Mann mit dem Handy. Ich kurbelte die quietschende Fensterscheibe

herunter, um zu hören, was er sagte, doch der Verkehrslärm auf der Gegenfahrbahn war zu laut.

Nicht arm, jung oder allein sterben. Einer dieser Gedanken kam wieder hoch, aber ich scheuchte ihn um die nächste Ecke. Eine dieser Ecken in meinem Kopf, hinter denen ich dunkle Bilder versteckte. Jedes Unglück scheuerte meine Seele auf. Ich war sprachlos, aber es war ohnehin niemand zum Reden da.

Im Wagen nebenan saßen ein Mann und eine Frau, die wild gestikulierend stritten. Sie zog sich im kleinen Schminkspiegel der Sonnenblende die Lippen nach, bis sie mit dem geöffneten Lippenstift in seine Richtung stach. Er riss ihn ihr aus der Hand, öffnete die Fahrertür und warf ihn auf die Straße. Daraufhin schlug sie mit den Handflächen auf ihn ein. Als sie bemerkte, dass ich sie beobachtete, hörte sie auf. Der Mann stieg aus. Hoffentlich kommt er nicht zu mir. Er zündete sich eine Zigarette an und telefonierte. Nach zwei Zigaretten stieg er wieder ein. Niemand. So nannte ich ihn. Dieser Tag war jetzt schon ein unheilvolles Versprechen. Ich rief Jana an, um mich zu vergewissern, dass es ihr gut ging, aber dann fiel mir ein, dass sie arbeitete und ohnehin nicht erreichbar sein würde. Ich hinterließ ihr eine Nachricht, ich brauchte das Gefühl, dass sie mich hören, an mich denken würde.

Nach der Unfallstelle teilte sich die Kolonne wieder auf beide Fahrspuren auf, wurde schneller und nach ein paar Hundert Metern war alles wieder so wie immer. Kurz nachdem ich von der Autobahn abgefahren war, hielt ich an einer roten Ampel.

Wie jeden Morgen wählte ich die tausendmal gelöschte Nummer, die ich nicht löschen konnte, weil ich sie

auswendig wusste. Zwölf Zahlen. Die Frau auf dem Gemeindeamt hatte mir versprochen, dass sie nicht neu vergeben wird. Vor über dreißig Jahren. Wieder hörte ich nur drei ansteigende Töne. Ich legte auf und rief noch einmal an. Drei Mal rief ich an. Ich wiederholte die Nummer oft genug, damit ich sie nicht vergaß. Man gibt einem Tod wieder Leben, wenn man die Konturen, die schwächer werden, jeden Tag erneut nachzeichnet. Aber mein Blatt hatte sich gewendet. Nicht nur einmal.

Verstopfte Straßen, der Gestank der Abgase, die sich verdichteten und alles durchdrangen. Innen. Außen. So wie die Menschen. Sie verbreiten sich wie Viren, überall. Ihre entkräfteten Gesichter. Müde, schwach, krank, tot. Das waren wir.

Der Kaffee, den sie nicht tranken, sondern aus Einwegbechern in sich hineinleerten, konnte es nicht verlangsamen, nicht aufhalten. Auf den Bürgersteigen wichen sie einander aus, sahen sich nicht, hörten sich nicht. Sie vergaßen, dass wir uns brauchen. Ein Hund suchte gutmütig nach Aufmerksamkeit, fand aber nur Urinspuren an Häuserwänden und Lichtmasten. Nichts änderte sich. Der Verfall wurde sichtbar. Es war keine Veränderung. Es war mehr.

Dann sah ich es im Rückspiegel. Ein einzelner Tropfen Blut unter meiner Nase, der größer wurde und sich auf meinen Lippen ausbreitete. In letzter Zeit hatte ich öfter Nasenbluten. Jana sagte, das sei der Blutdruck.

Der Bürokomplex war schon von Weitem zu sehen, und alles an ihm sagte: Hier herrscht das Geld. Dieser Glaskäfig war wie mein Leben ein Zwinger, in dem nur dressierte Hunde geduldet wurden. Wie bei den meisten hatte es auch

bei mir eine Zeit gegeben, in der allein die Tatsache, ein Teil davon zu sein, eine künstliche Erhabenheit auslöste, die mir Jana bald als Arroganz auslegte.

Das Gebäude war lebendig, hungrig, es war die Zentrale einer Bank, die sich darauf verstand, sich in Chiffren zu erklären. Den Menschen, diesen Lämmern, die angelockt, schnell eingefangen und langsam verzehrt wurden. In den Gängen hingen große Fotografien, auf denen Lebensweisheiten standen, um uns zu motivieren und zu vereinen. »Jeder gegen jeden« klang eben nicht so gut wie »Nur gemeinsam sind wir stark«. Hell ausgeleuchtet, mit einem Lichtkonzept, das keine Schatten zuließ. Wäre es möglich, man hätte sogar das Wetter reguliert. Aber auch das war eine Galeere, in die langsam das Wasser eindrang.

Ich hängte mir die Hundemarke um den Hals, eine Chipkarte mit meinem Namen und meinem Gesicht, die Türen öffnete und meine Arbeitszeit elektronisch erfasste. Die Farbe des Bandes erklärte stumm die Abteilung, für die man arbeitete. Es ging nicht darum, erkannt, sondern eingeordnet zu werden. Wölfe jaulen nicht mit Hunden und umgekehrt. Das lernte man schnell, spätestens in einem der Lokale, die im Erdgeschoss waren, wenn man als Anfänger an einem der bereits besetzten Tische Platz nahm. Die Gespräche verstummten und jeder blickte auf sein Essen.

Kopf hoch, Schultern nach hinten. Wenn du gesehen wirst, dann mach einen glücklichen, selbstbewussten Eindruck. Einen, für den es sich lohnt, dich anzusehen. Es geht nicht um dich, sondern um das große Ganze, was auch immer das sein mag. Sei keine Frage, kein Missverständnis, sei ein Ergebnis, eine Antwort, eine Lösung.

Die restliche Strecke nahm ich nicht wahr, dafür war ich

sie zu oft gefahren. Erst als ich meine Fensterscheibe herunterließ, um den kleinen Chipanhänger an den Automaten der Tiefgarage zu halten, berührte mich ein Luftzug, als würde jemand sagen, wach auf. Dreh um und hau ab von hier, so schnell du nur kannst.

Hier nahm die Hierarchie ihren Anfang. Unmittelbar bei den Fahrstühlen befanden sich die namentlich reservierten Parkplätze der Vorstände und Abteilungsleiter. Wie weit entfernt man parken musste, zeigte, wer man war. Als ich einen freien Platz gefunden hatte, stellte ich den Motor ab. Hier hatte ich Fisch kennengelernt, einen Obdachlosen, der im Winter manchmal hier schlief. Als ich ihn am Boden liegend beinahe überfahren hatte und er nur sagte: »Lass mir noch ein bisschen Zeit.« Seine Stimme klang schon damals nach Zigaretten und nach Schreien, aber wenn man immer am Boden schläft, muss man schreien, um nicht übersehen zu werden. Die meisten wussten von ihm und obwohl immer wieder Stimmen laut wurden, die forderten, ihn zu verscheuchen, wurde er geduldet, weil er es verstand, unauffällig zu bleiben und in regelmäßigen Abständen woanders zu schlafen. Die warmen Monate verbrachte er ohnehin in einer der nahe gelegenen Parkanlagen.

So wie jeden Morgen blieb ich kurz im Auto sitzen, um diesen einen Moment für mich zu haben, der für den restlichen Tag genügen musste. Wie viele Minuten hatte ich hier schon gesessen? Mit irgendwelchen Scheinhandlungen, die nur dazu dienten, diese Zeit zu verlängern. Ich kontrollierte den Inhalt des Rucksacks noch einmal und zog beruhigt den Reißverschluss zu. Jeder Tag war ein Wettbewerb, ein Wettlauf um die besten Plätze. In der ersten Reihe, denn dahinter wird man schon nicht mehr gesehen. Ich war all

dessen überdrüssig. Ich wollte mich dem Risiko aussetzen, meinen Alltag nicht mehr voraussagen zu können.

Auf dem Weg zu den Fahrstühlen begegneten mir die üblichen Gesichter. Ich erwiderte ihre Grüße mit einem Minimum an Bewegung, betrat die Kabine und drückte mit zitterndem Finger die Sechs. Das Gebäude hatte zwölf Stockwerke, um nach oben zu kommen, brauchte man Jahre. Sechs war dieses Mittelfeld, das einen weder zu denen da oben noch zu denen da unten gehören ließ.

Die Türen schlossen sich, aber nicht vollständig, sie öffneten sich wieder, so als hätte jemand seinen Fuß hineingestellt, um noch mitfahren zu können. Aber da war niemand. Ich wartete kurz und drückte erneut die Sechs. Eine Hand griff in die Tür. Die Finger waren dünn und blass und an einem war ein schmaler goldener Ring, der mir bekannt vorkam. »Jürgen?«

»Ich bin zu spät dran, ich habe noch Sekt besorgt. Es gibt etwas zu feiern«, sagte er, als er neben mir in der Kabine stand. Er musterte sich im Spiegel und strich seine blonden Haare zurecht, die im Gegensatz zu meinen noch keine Farbe verloren hatten. Jana sagte immer, ich wisse mehr über ihn als über sie, womit sie womöglich recht hatte. Sein Schreibtisch stand neben meinem und es gab keinen Menschen, mit dem ich mehr Zeit verbrachte als mit ihm. Wir waren uns in unserem Widerwillen, mit anderen zu sprechen, einig.

Er hatte die Figur eines Menschen, der zu viel Zeit am Schreibtisch verbringt. Wenn man genauer hinsah, konnte man in seiner Silhouette jene Tischkante erkennen, über die gebeugt er jeden Tag seine Stunden absaß. Ihm glaubte man weder den Anzug noch die Krawatte, denn seine

langen Haare, seine überbordende, naive Fantasie ließen einen anderen Lebensentwurf erahnen, der aber nicht mit dem seiner Frau vereinbar gewesen wäre.

Die Fahrstuhltüren schlossen sich endlich und die Kabine bewegte sich aufwärts.

»Wir haben die Wohnung gekauft.« Er sah mir im Spiegel in die Augen und wartete meine Reaktion ab.

»Das freut mich für dich.«

»Die alte Wohnung ist gekündigt, jetzt gibt es kein Zurück mehr.« Er hielt die beiden Einkaufstaschen hoch und ich sah die dunklen Schweißflecken unter seinen Achseln. »Ich habe Sekt und ein bisschen was zu knabbern. Ich will das mit der ganzen Abteilung feiern, ohne euch hätte mir der Mut gefehlt, so einen Schritt zu wagen.«

Als wir ausstiegen, beugte er sich zu mir und sagte: »Aber lass uns ehrlich sein, wenn ich die günstigen Mitarbeiterkonditionen nicht hätte, würde sich das für uns nie ausgehen.«

In unserem Büro drehte er wie immer zuerst die Klimaanlage etwas höher. Danach verstaute er die Einkäufe neben seinem Schreibtisch und stellte die Sektflaschen in den Kühlschrank. Darauf stand unsere Espressomaschine, die er dann einschaltete. Daneben sein kleines Aquarium. »Ein bisschen Leben«, hatte er gesagt, als er eines Morgens damit und mit vier winzigen bunten Fischen ins Büro kam. Jedes Mal, wenn einer von ihnen starb, kaufte er einen neuen. Die vier Musketiere nannte er sie. Aramis war schon in der fünften Generation. Ich schaute in sein Aquarium, in seine Oase, wie er sagte, aber für mich war es ein Ghetto. Wenn er mit dem Kescher das Wasser reinigte, hatte er etwas von einem Gärtner, der penibel Unkraut jätete. Als er fertig war, sagte er: »Da drin ist die Welt in Ordnung. Stille. Klare

Grenzen. Du hast zwar keine Entscheidungsfreiheit, aber dafür deine Sicherheit. So sollte das Leben sein, dass man sich darauf verlassen kann, was auf einen zukommt.«

»Fische sind doch seltsam deprimierend«, sagte ich.

Jürgen schälte einen Apfel und schnitt dabei aus der Schale eine durchgehende Girlande. Er hatte die umgängliche, aber unverbindliche Art eines Menschen, der für sich beschlossen hatte, Konflikten aus dem Weg zu gehen. Von ihm hörte man ständig Sätze wie: »Ich kenne ihn zu wenig, um das beurteilen zu können.« Oder: »Ich weiß zu wenig über das Thema, als dass ich das einschätzen könnte.« Oder: »Es gibt immer zwei Seiten.«

Nein. Gab es eben nicht. Man muss sich immer, ob man will oder nicht, früher oder später auf eine Seite schlagen.

»Wie lange arbeiten wir schon zusammen?«, fragte ich ihn.

»Seit mehr als fünf Jahren. Das hätten wir feiern können. Wieso fragst du?«

Bevor ich antworten konnte, klingelte sein Telefon. Er blickte auf das große, rechteckige Gerät, auf dem sich für jeden wichtigen Anschluss in diesem Haus ein eigener kleiner Knopf befand, den man drücken konnte, anstatt die Nummer zu wählen. Wenn man angerufen wurde, leuchtete eines der kleinen Lämpchen, das einem anzeigte, von wem der Anruf kam.

»Bertha. So zeitig am Morgen. Ich bin überrascht, dass sie so früh schon mit Menschen spricht«, sagte er.

Bertha hieß in Wirklichkeit Klaus Berthold und war unser direkter Vorgesetzter. Jürgen nahm den Hörer ab und meldete sich mit seinem Namen. Er hörte zu, sagte einmal ja und legte wieder auf.

»Bertha will mich sprechen«, sagte er, stand auf und ging hinaus. Im Türrahmen blieb er kurz stehen und fragte: »Was meinst du, soll ich ihn für heute Nachmittag einladen? Oder ist das zu aufdringlich?«

»Du willst ihn doch nicht wirklich dabeihaben?«

»Soll ich ihm Grüße von dir ausrichten?«, fragte er mich und zwinkerte mir zu.

Als Jürgen gegangen war, kippte ich in meinem Stuhl mit beweglicher Rückenlehne zurück und legte die Füße auf den Tisch. Die Büros waren so hellhörig, dass ich jeden Schritt auf dem Gang hören konnte. Im Stock darüber ging jemand in Stöckelschuhen. Jenseits der Wände Telefonklingeln und Stimmen. Durch die bodentiefe Fensterfront, die sich an keiner Stelle öffnen ließ, drang der Lärm herein, das Kreischen einer Straßenbahn, Hupen. Es war beruhigend zu wissen, dass auf der anderen Seite dieser Glasscheibe eine Stadt voller Gerüche und alltäglicher Geräusche lag. Sie war außen gelb von Pollen befleckt, welche Verschwendung, welch vergebliche Mühe.

Ich rief Jana an. Früher oder später musste ich es ihr sagen, sie fragte mich immer öfter, warum ich nachts erst so spät ins Bett kam. Es war besser, es ihr jetzt am Telefon zu sagen, dann hatte sie bis zum Abend genug Zeit, um darüber nachzudenken.

»Paul?«

»Ja?«

»Hast du mich nur angerufen, um meine Stimme zu hören?«

»Ich will dir etwas sagen. Nein, ich muss.«

»Na, dann los, mach es nicht so spannend.«

»Jemand dringt in mein Leben ein. Nachts. Nur nachts.«

»Wie meinst du das? War jemand in der Wohnung?«

»Ja. Mein Vater.«

»Paul, ich bitte dich. Dein Vater ist tot. Wenn du so etwas sagst, mache ich mir Sorgen um dich. Sag mir bitte, dass es dir gut geht.«

»Es geht mir gut.«

»Heute Abend kochen wir gemeinsam, ja? Wir lassen uns Zeit, unsere Zeit, ja?«

»Ja, das klingt gut.«

»Aber lass diese blöden Scherze.«

Sie würde darüber nachdenken und ich könnte später sagen, dass ich sie eingeweiht hatte.

Wie jeden Morgen suchte ich zuerst die Toiletten auf, bevor ich meine Arbeit aufnahm. Morgenroutine im Niemandsland, nannte Jürgen das. Die Türen der Büros standen offen. Das war Firmenphilosophie, schließlich waren wir eine Familie und verfolgten alle das gleiche, große Ziel: Lebensversicherungen zu verkaufen, deren Fälligkeit weit genug in der Zukunft lag, um so gut wie alles zu versprechen.

In jedem der Räume sah ich ein ähnliches Bild. Menschen sprachen, lachten, bewegten sich in meinen Augenwinkeln, tippten laut und unrhythmisch auf ihren Computertastaturen. Deutlich jüngere Männer als ich, die auf ihre Bildschirme starrten. Alle Räume waren gleich eingerichtet, ergänzt von wenigen persönlichen Dingen. Meistens waren es Fotos der Kinder. Oder Grünpflanzen, die genauso an einem für sie unnatürlichen Ort waren wie ihre Mitbewohner. Und Espressomaschinen, weil der Kaffee aus den Automaten Löcher in die Magenschleimhaut brannte. Gegenstände, die nichts anderes waren als eine Dekoration,

die einen an das eigentliche Leben außerhalb dieser Wände erinnern sollte.

Die Herrentoiletten waren der heimliche Raucherbereich, sodass die Nichtraucher die Damentoiletten benutzten, da in unserem Stockwerk ohnehin keine Frau arbeitete. Es gab drei Kabinen, ich setzte mich immer in die letzte. Meine geheime Oase.

Ein Stück Toilettenpapier lag auf dem Boden. Ich wollte es aus meiner Kabine pusten, aber meine Luft reichte nicht aus. Ich beugte mich nach vorn, es fiel mir schwer, zu atmen. Die Brandspuren an der Kabinenwand sahen wie Einschusslöcher aus. Aus dem Duftspender kam der angebliche Geruch nach Frühling. Die Stimmen auf dem Gang vor der Toilette summten in meinen Ohren wie Mückenschwärme. In der heruntergelassenen Hose schliefen meine Beine langsam ein. Wo ich die Ellbogen abstützte, bildeten sich rote Flecken auf meinen Oberschenkeln. Ich nahm ein Blister aus meiner Sakkotasche und drückte eine blaue Tablette heraus. Sie verlor sich in meiner Handfläche wie ein Samenkorn. Mein Therapeut hatte mir gesagt, eine pro Tag sei ausreichend. Ich drückte eine weitere heraus und schluckte beide. In weniger als einer halben Stunde würden sich meine Gedanken wieder ordnen.

Ich schloss die Augen.

Jana.

Am Abend zuvor hatte sie mich gefragt: »Was willst du?«

Ich hatte keine Antwort.

Was will ich?

Ich hörte, wie die Tür geöffnet wurde.

»Da kann man jetzt nichts mehr machen.« Es war Berthas Stimme.

»Das sind unnötige Lasten, sie beschweren uns, drücken uns nach unten, wir müssen sie loswerden.« Er riss eine der Kabinentüren auf, schloss sie wieder krachend hinter sich, öffnete seine Hose und setzte sich hin. »Du weißt ja, wie der ist. Diplomatisch. Ich kann kaum glauben, dass er nichts von mir gelernt hat. Nach all den Jahren. Nein, nein, das musste ich selbst machen. Das muss man schnell machen, wie ein präziser chirurgischer Schnitt, der das Krebsgeschwür entfernt. Sonst fangen die zu heulen an. Und das kann ich nicht leiden. Bin ja auch nur ein Mensch.«

Stille. Dann hörte ich das scharfe Geräusch von Luft, die mehrmals gierig durch ein Nasenloch gezogen wurde. Ich hörte das hier nicht zum ersten Mal. Wir haben doch alle unsere Gefährten. Manche sind blau, manche weiß. Kurz darauf verließ er die Kabine, ohne die Spülung zu betätigen.

Ich ärgerte mich, dass ich ihm mit angehaltenem Atem zugehört hatte, und zog meine Hose hoch. Als ich in den Waschraum hinaustrat, machte er sich gerade mit etwas Wasser die Nase sauber. Er blickte mich im Spiegel an und sagte mit bemühter Beiläufigkeit: »Paul, das ist ja schön, dich zu sehen. Ich habe gerade an dich gedacht. Alles gut bei dir?« Er klopfte mir mit noch feuchter Hand auf die Schulter und drückte fest zu. Ich verwehrte ihm jegliche Reaktion. Bertha liebte die Provokation, und jeder, der es mit ihm aufnehmen konnte, stieg in seiner Achtung. Für ihn war jede Begegnung mit einem anderen Mann eine Konfrontation mit einem Sparringpartner.

Seine Wangen sahen wie kleine Kissen aus, die dazwischen gerade genug Platz für seine Nase ließen. Das bereits schütter gewordene Haar hatte er mit Pomade nach hinten gekämmt.

Ich wusch mir die Hände und spritzte mir etwas Wasser ins Gesicht. »Gibt's was Neues?«, fragte ich ihn. An den Rändern seiner Nasenlöcher und an seinen Nasenhaaren waren noch winzige Spuren vom Kokain zu sehen.

»Chefetage. Würmer, die sich so lange winden, bis man nicht mehr weiß, mit welchem Ende man sprechen muss. Aber seien wir doch ehrlich, das sind die, die uns das Geld geben. Und davon leben wir ja schließlich. Wir alle.«

Wir verließen gemeinsam die Toilette. Ich erinnerte mich daran, wie er mich damals durch die Abteilung führte, wie einen neuen Schüler durch ein altes Internat. Er zeigte mir sein Büro in einem der oberen Stockwerke, wie etwas, das für mich immer unerreichbar bleiben würde.

»Mach dir keine Sorgen, du bist außen vor. Aber lass dir eines gesagt sein: Die Anzahl der Verlierer ist größer als die der Gewinner. Es kann nicht jeder schaffen.« Er zwickte mich in die Brustwarzen. Keine Schwäche zeigen, keinen Schmerz empfinden. Aber ich spürte nichts, dafür waren meine Zellen von den Tabletten schon zu betäubt.

»Dich brauchen wir noch länger. Nimm es positiv, das ist nur eine Veränderung, und Veränderungen gehören zum Leben«, sagte er, klopfte mir ein letztes Mal auf die Schulter und ging zu den Fahrstühlen.

Als ich wieder ins Büro kam, war Jürgen bereits zurück, hatte die Füße auf dem Tisch ausgestreckt, das Sakko und die Krawatte ausgezogen, sein Hemd aufgeknöpft und eine der Sektflaschen geöffnet in der Hand. Schmerz und Angst lagen in seinen Augen.

»Ob ich die in der nächsten halben Stunde leer bekomme?«, fragte er und hielt die Flasche hoch, bevor er einen großen Schluck nahm. »So lange habe ich nämlich

noch. Ich bin raus. Ich soll innerhalb von dreißig Minuten das Gebäude verlassen, aus Sicherheitsgründen. Wie lächerlich. Damit ich nichts mitgehen lasse. Er hat das geschliffener formuliert. Sicherheitsbedingte Standardprozedur. An die er sich halten müsse, ob ihm das gefalle oder nicht. Sein Stil sei das natürlich nicht.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hoffte immer auf gravierende Ereignisse in meinem Leben, die mir eigene Entscheidungen abnahmen, aber wenn es andere traf, bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich suchte mit meinen Fingern in der Hosentasche, bis sie in der Naht den gebrauchten Kaugummi ertasteten. Ich nahm ihn heraus, steckte ihn in den Mund und begann zu kauen. Allmählich löste sich der Knoten in meinem Hals.

Seine Augen waren rot unterlaufen, seine Wangen tränenfeucht. Ich rollte meinen Bürostuhl neben ihn und setzte mich.

»Willst du einen Schluck?«, fragte er.

»Warum du?«

Er hatte die Brille abgenommen und wischte sich die Tränen aus den Augen.

»Das habe ich ihn auch gefragt. Sparmaßnahmen. Zu alt, zu teuer, keine Kinder. Er hat mir erklärt, dass das keine persönliche Entscheidung sei, sondern die hätten da so ein Punktesystem. Punktesystem! Ich hatte zu wenige Punkte.« Er nahm noch einen großen Schluck. »Weißt du, was ich dann gemacht habe? Ich habe ihn angefleht, ihm von der Wohnung erzählt. Vom Kredit. Ich habe gebettelt. Und weißt du, was seine Reaktion war? Er hat auf seine verdammte Uhr geschaut, die mit Sicherheit mehr kostet, als wir beide in einem Monat verdienen, und dann meinte er,

es tue ihm leid, ihm seien da die Hände gebunden. Er hat auf seine Uhr geschaut!«

»Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Er stand auf, zog sich das Sakko an und packte ein paar seiner Sachen in seinen Rucksack. »Ich wollte es nicht wahrhaben, dass niemand hier fragt, wer du bist, sondern nur, wozu du gut bist, wofür du am besten zu gebrauchen bist. Mach bloß nicht den gleichen Fehler. Ich fahre jetzt nach Hause.«

Ich glaubte ihm nicht. Aber nach Hause konnte ja auch heißen: Ich gehe irgendwohin, wo man nicht ahnt, dass ich soeben an den Rand der Gesellschaft gestoßen wurde.

»Ich begleite dich«, sagte ich.

»Nein, besser nicht. Wer weiß, sonst kommen die bei dir auch auf Gedanken.« Er sah mich noch einmal an. Ich stand nur hilflos da, weil ich nicht wusste, wie ich mich verabschieden sollte. Er nickte mir zu und ging hinaus. Ich hätte ihn umarmen sollen.

Ich setzte mich wieder hin und blickte auf seinen leeren Schreibtisch, der ohne ihn wie eine nutzlos gewordene Theaterrequisite aussah. Zum ersten Mal an diesem Morgen schoben sich mit aller Kraft ein paar Sonnenstrahlen durch die Fenster. Jemand da oben schien etwas sagen zu wollen. »Nicht jetzt«, sagte ich. Aber es war beruhigend, dass die Automatik, die die Jalousien regelte, nicht immer Schritt hielt. Ich erkannte diesen Raum nicht wieder. Alles kam mir wie eine Fälschung, eine bewusste Täuschung vor. Ich wollte Janas Stimme hören, von ihr getröstet werden, und rief sie an.

»Jürgen wurde gekündigt.«

»Ist das wieder einer deiner blöden …«

»Nein.«



Foto: Gernot Gleiss

Gregor Fink wurde in Klagenfurt geboren. Nach prägenden Jahren in Lüneburg und Hamburg lebt und arbeitet er heute wieder in Klagenfurt und Wien als Kommunikationsberater. Im Alter von 15 Jahren gewann er seinen ersten Poetry Slam und veröffentlichte seither zahlreiche Texte in Anthologien und Literaturzeitschriften. Außerdem ist er seit 15 Jahren in der Literatur vermittlung tätig.

www.septime-verlag.at